



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Von einem ehemaligen Cavalerie-Offizier: Soldatenbilder aus Oesterreich :  
der Reiter und sein Roß.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

in Händen habt, höret auf die Stimmen des Volkes, die um Hülfe schreien. Bedenkt, daß es Menschen, Brüder sind und wartet nicht, bis das Volk müde wird, zu tragen und zu dulden. Die Verantwortlichkeit des Unheils, das dann entsteht, ruht auf Euch. Lernet Geschichte.

Discite justitiam moniti et non temnere divos.

Bonn im September.

L. H. Geibler.

## Soldatenbilder aus Oesterreich.

Der Reiter und sein Ross.

Von

einem ehemaligen Cavalerie-Offizier.

Die österreichische Cavalerie, gewiß eine der besten in Europa, zerfällt gleich der aller übrigen Nationen in schwere und leichte Cavalerie. Erstere besteht aus acht Cuirassier- und sechs Dragoner-Regimentern, die sich fast gänzlich in Böhmen, Ober- und Niederösterreich, Mähren und Steyermark rekrutiren.

Die Rekrutirung begreift aber nicht allein die Menschen, sondern auch die Pferde in sich. In diesen Provinzen, gleich wie in allen übrigen österreichischen Besitzungen giebt es Remonte-Depôts, in denen man die von den Ortschaften selbst erzeugten Pferde ankauft, um sie sodann, je nach Maßstab ihres Wuchses und ihrer Stärke, unter die verschiedenen Regimente der Armee zu vertheilen. Unter den Pferden, zu denen man auf diese Art gelangt, sind die böhmischen vielleicht die besten und schönsten. Die Bewohner dieses Landes verstehen sich in der That besser auf die Pferdezucht, als die andrer Provinzen und die Pferderace selbst ist hier von vorzüglicherer Qualität.

Im Vorbeigehen wollen wir hier eines Gebrauches Erwähnung thun, dessen Anwendung die böhmischen Bauern die Feinheit der Füße ihrer Pferde zuschreiben. Im Augenblick nämlich, da das Füllen aus dem Leib der Stute kommt, sind seine Beine weich und haben nicht mehr Widerstandsfähigkeit, als ein Stück Wachs. Nach einigen Stunden aber, innerhalb deren sie dem Einfluß der atmosphärischen Luft ausgesetzt bleiben, erlangen die Füße Festigkeit genug, um die Last des Körpers zu tragen, ohne daß ihre Formen an Zartheit verlieren. Die böhmischen Bauern aber, um jedem Zufall zuvorzukommen, binden dem Füllen unmittelbar, nachdem es geworfen worden, die Beine zusammen und zwingen es, achtzehn bis zwanzig Stunden in liegendem Zustande zu bleiben, bis seine Nerven die gehörige Stärke gewonnen haben. Wir wollen die Verantwortlichkeit dieses Verfahrens nicht über uns nehmen; aber das ist thatsächlich erwiesen, daß die böhmische Pferderace sich in Bezug auf Güte und Feinheit der Füße ganz besonders auszeichnet.

Von der oben erwähnten Regel, sich durch Remontepferde, die im Lande selbst erzeugt werden, zu recrutiren, machen drei Regimenter schwerer Cavalerie eine Ausnahme.

Der commandirende Oberst oder Eigenthümer des siebenten Cuirassier-Regiments ist nämlich der General-Inspector und Director der Cavalerie-Remonten. In Folge dieses Umstandes nun genießt dieses Regiment die ganz besondere Gunst, daß es seine Pferde aus den kaiserlichen Stutereien von Mezohyeghes, Babolna, Lippik u. s. w. bezieht. Das Regiment ist eins der prächtigsten und hat vielleicht in allen Europäischen Armeen wenige seines Gleichen, wie dieses selbst von englischen Cavalerie-Offizieren anerkannt worden ist, die sonst über fremde Reiterei gewöhnlich sehr geringschätzig urtheilen und, wie Verfasser dieser Zeilen es z. B. in Kalisch und Heilbromm bei den großen Manoeuvres häufig von anwesenden englischen Militairs zu hören Gelegenheit hatte, stets folgende Phrase im Munde führen: „Glauben Sie, daß diese armen Teufel auch nur einen Angriff unsrer Garde-Cavalerie aushalten würden?“

Das fünfte Dragoner-Regiment macht sich seit einigen Jahren in Siebenbürgen beritten: es liegt dieß an zufälligen Ursachen, deren Besprechung uns hier zu weit seitab führen würde. Ueber die

Pferdegattung dieser Provinz gedenken wir im Laufe dieses Artikels ausführlicher zu sprechen.

Das erste Dragoner-Regiment endlich reitet meistens polnische Pferde. Auch von diesen werden wir noch zu sprechen Gelegenheit haben.

Der durchschnittliche Preis eines vierjährigen Pferdes ist für Guirassiere 130 Gulden und für Dragoner 120 Gulden: zu diesen Preisen bekommt man sie leicht. Jedoch dürfen wir die Bemerkung nicht vergessen, daß alle schweren Cavalerie-Regimenter aus den kaiserlichen Stutereien eine Anzahl Pferde von besserer Qualität bekommen, welche für die Offiziere und Unteroffiziere bestimmt sind.

Jeder Cavalerie-Offizier vom Capitain zweiter Klasse an hat ein Pferd auf Kosten des Staates, das nach achtjährigem Dienste sein Privateigenthum wird. Die armen Offiziere haben das Vorrecht, daß ihnen, auf Empfehlung des Regiments, dem sie angehören, von der Regierung zum möglichst billigen Preise ein Pferd verkauft wird, das sie nur in monatsweisen Abzügen von ihrem Solde zu bezahlen brauchen.

Kraft einer andern gesetzlichen Bestimmung, deren Zweck man leicht begreift, erhält der gemeine Soldat, so wie der Unteroffizier, der zehn Jahre lang dasselbe Pferd behält, nach Ablauf des zehnten Jahres drei Ducaten und für jedes fernere Jahr einen Ducaten.

Ein jedes Dragoner- und Guirassier-Regiment besteht aus sechs Schwadronen, deren Stärke folgende ist:

Gemeine Soldaten . . . . .	130.
Nicht berittne Soldaten . . . . .	4.
Offizier-Bediente*) . . . . .	5.
Unteroffiziere . . . . .	12.
Wachmeister . . . . .	2.
Secundelieutenants . . . . .	2.
Premier-Lieutenants . . . . .	2.
Rittmeister . . . . .	1.
Rittmeister und Escadronchef . . . . .	1.

Summa 159.

\*) Diese erhalten zwar Löhnung und Kleidung, sind aber weder uniformirt, noch bewaffnet, noch beritten.

Hierzu muß man in Friedenszeiten noch einen Sattler und einen Kürschmied rechnen, die zwar Uniform tragen, aber nicht beritten sind und nie in Reihe und Glied eintreten.

In Kriegszeiten zählt die Schwadron zehn Reiter mehr; die vier nicht berittenen Soldaten werden alsdann in eine Reserve-Schwadron versetzt, welche anstatt eines Depôt sich bei jedem Regiment befindet.

Die leichte Cavalerie besteht aus sieben Dragoner-Regimentern (Chevaulegers), zwölf Husaren-Regimentern und vier Regimentern Uhlanen oder Lanciers. Jedes von ihnen hat acht Schwadronen, welche vier Abtheilungen bilden. Eine Schwadron besteht aus 150 berittenen Soldaten und vier nicht berittenen: im Uebrigen ist Alles fast eben so, wie bei der schweren Cavalerie, mit Ausnahme des Sattlers. Da nämlich die leichte Cavalerie mit ungarischen Sätteln versehen ist, welche bekanntlich aus Holz gemacht sind, so bedarf sie keines Sattlers. Was die Ausbesserung und Instandhaltung des Lederzeugs und Geschirres anbelangt, so finden sich gewöhnlich in jeder Schwadron zwei oder mehrere Soldaten, die sich darauf verstehen. Wie in der schweren Cavalerie, zählt die Schwadron auf Kriegsfuß zehn berittne Mann mehr.

Die sieben Dragoner-Regimenter werden auf dieselbe Weise recrutirt, wie die der schweren Cavalerie; jedoch beziehen sie ihre Pferde nicht aus Deutschland und Böhmen, sondern sie machen sich mit wilden Pferden beritten. Welches Verfahren man beim Fangen und Abrichten dieser Pferde anwendet, werden wir weiterhin erzählen.

Die zwölf Husaren-Regimenter bilden die leichte ungrische National-Reiterei. Der ursprüngliche Grund ihrer Organisation fällt in die Zeiten der Türkenkriege. Der Name Husar ist aus den ungarischen Worten husz, das zwanzig bedeutet und ar, dessen Bedeutung eine Verpflegung, eine Steuer ist, zusammengesetzt. Die Husaren waren nämlich in der That die Abgabe Ungarns an die Krone, und jeder von ihnen repräsentirte den Betrag der Steuer, die auf zwanzig Häusern lastete. Heutzutage bestehen diese Regimenter ausschließlich aus Bauern, die man in Ungarn, im Banat und in Siebenbürgen aushebt. Es sind daher diese Regimenter ein Gemisch von Menschen aus den verschiedensten Nationen, mit den verschiedensten Sprachen und Glaubensbekenntnissen: Ungarn, katholische und evangelische, griechisch-katholische Myrier und Wallachen

desselben Bekenntnisses, Deutsche, die sich in Ungarn niedergelassen haben, und endlich Abkömmlinge der alten Sachsen, die nach Siebenbürgen ausgewandert sind. Aber trotz dieser Verschiedenheit der Abstammung besitzen sie doch Alle fast in gleich hohem Grade jene Eigenschaften, wodurch sie gerade zum leichten Cavaleriedienst so sehr geeignet sind. Es liegen jedoch diese Eigenschaften in volkstümlichen Sitten und Gewohnheiten, nicht wie man im Auslande lange fälschlich geglaubt hat, in der äußeren Ausstattung der Husaren. Denn so wenig, nach einem alten Sprichwort, die Kutte den Mönch macht, eben so wenig machen Pelz, Dolman und Szako den Husaren. Diese Tracht, die, wenn ein Ungar sie trägt, sich so zierlich ausnimmt, ist nur eine Art lächerlichen Maskenanzuges, wenn ein Franzose, Engländer oder Spanier sich damit herausstaffirt.

Der Landbewohner Ungarns ist im Allgemeinen mehr Hirt, als Ackerbauer. Die Dörfer sind sehr dünn gesäet im Lande und liegen meist sehr beträchtliche Strecken von einander entfernt. Ueberall im Lande dehnen sich unermessliche Ebenen hin, die hie und da mit dichten Wäldern bedeckt sind, an deren jungfräulichen Bäumen noch keine Art ihr mörderisches Eisen geübt hat. Durch diese Ebenen nun irren die Lämmer, Ochsen, Schweine und Kühe eines jeden Dorfes, die in Heerden vereinigt und der Obhut von Wächtern anvertraut sind, welche von Jugend auf zu diesem Gewerbe abgerichtet worden sind und kein anderes kennen. Zur Abwehr räuberischer Anfälle von Dieben und Wölfen sind diese Hirten gewöhnlich mit Waffen und einem Pferde versehen. Die Mundvorräthe, die sie bei sich führen, bestehen in rohem Schinken, Pfeffer, Salz, Knoblauch, etwas Brod und zuweilen etwas Branntwein: so bleiben sie oft ganze Wochen ohne irgend eine frische Speise an Fleisch oder Gemüse. Man steht sie immer in aufrechter Stellung, ihre Heerden aufmerksam überwachend. In der Hand führen sie eine lange Hacke, die sie so geschickt, wie ein Indianer seinen Tomahawk zu schleudern verstehen.

Die Weiden, auf denen die halb wilden Pferde herumirren, bieten nebst den Hirten derselben, die man *Csik ós* nennt, einen sehr interessanten Anblick. Es sind meist Ebenen, die sanft hügel- aufwärts steigen: im Hintergrunde schimmert der Glockenthurm der nächsten Dorfkirche, das einzige Anzeichen der Nähe menschlicher

Cultur und Wohnung: von allen andern Seiten schließen großartige Wälder voll riesenhafter Buchen und Eichen den Gesichtskreis ab: hin und wieder, besonders nach der Seite des Dorfes zu, bieten Korn- und Maisfelder einen bunteren Anblick. Auf dem höchsten Punkte der kleinen, wellenförmig sich erhebenden Hügel, von denen die Ebene durchfurcht ist, bemerkt man aufrecht und unbeweglich eine menschliche Gestalt, deren beide Hände und Kinn sich auf einen langen, starken Stock stützen, an dessen äußerstem Ende man das scharfe Eisen eines Beiles, *Csakany* genannt, blinken sieht. Diese Menschengestalt nun, von etwas unter mittlerem Wuchse, ist mehr schwächtigen als kräftigen Baues. Die Füße, von bemerkenswerther Kleinheit, werden durch Sandalen beschützt. Um das Bein ist vom Knöchel bis zum Knie ein breiter Tuchstreifen gewunden: eine weite, kurze Hose von grober Leinwand ist vermittelt eines Strickes, der als Gurt um die Lenden sich dreht, festgehalten. Zwischen diesem Kleidungsstück und dem Hemd, das nicht ganz bis zu ihm herabreicht, ist etwa eine Handbreit der Körper gänzlich unbedeckt, und diese Stelle ist von Luft und Sonne gegerbt und gebräunt worden. Sein Hemd schmirt der ungrische Hirt tüchtig mit Schweinefett ein; denn da er wochenlang nicht in's Dorf kommen kann, so würde er ohne diese Maßregel zu viel vom Ungeziefer leiden. Eine Weste ohne Aermel, nach ungarischer Mode geflochten, bedeckt seine Brust. Um den Hals hat er ein schwarzes Tuch gewunden, weil es, wie er sagt, am längsten weiß bleibt; über die Schultern wirft er den *Keppenye*, einen Mantel von weißem Tuche, dessen kurze Aermel, da sie an den unteren Enden zugenäht sind, ihm zuweilen als Vorrathskammer für Kleinigkeiten dienen. Außerdem trägt er an einem Bande quer über den Oberkörper eine Art Tornister, woraus die Säbeltaschen der Husaren entstanden sind, und einen Schlauch, *Cuttera*, für Wein oder Branntwein. Wenn er den Mantel auseinanderschlägt, so blizt zuweilen das Ende eines kleinen Carabiners hervor, der an einem kurzen Bande ihm über den Rücken hängt. Dieses so costumirte Individuum hat lange, schwarze Haare, die entweder frei in Locken ihm um Achseln und Schultern flattern oder in einen Zopf zusammengebunden sind: stets erglänzen sie, aus dem bei dem Hemde obenerwähnten Grunde, stark von Schweinefett. Unter wild blickenden Augen, in denen jedoch etwas Melancholisches sich nicht

undeutlich ausspricht, eine lange, asiatischen Ursprung verrathende Nase; der furchtbare, sorgfältig mit schwarzgefärbtem Fett gepflegte Schnurrbart verbirgt fast die dicken Lippen. Dieses sind die Hauptzüge seines Gesichtes, die stark und charakteristisch hervortreten, so daß es dem Ganzen nicht an einer gewissen Schönheit fehlt, besonders, da der rauhe und wilde Ausdruck dieses Gesichtes häufig durch etwas Romantisches, Melancholisches im Blicke gemildert wird. Ein niedriger, breitrandriger Filzhut dient zur Kopfbedeckung. Zur Vervollständigung dieses Portraits dürfen wir auch die Peise nicht vergessen, den unzertrennlichen Begleiter der Hirten, die in den seltenen Augenblicken, da sie nicht im Munde hängt, aus dem Hemdtragen herausguckt, so wie die Tabaksblase, Kopteck, die am Gürtel befestigt ist.

Wenn man nun dieses Individuum so aufrecht in unbeweglicher Stellung erblickt, so glaubt man Anfangs, er sei völlig unbeschäftigt. Bei einiger aufmerksameren Beobachtung jedoch sieht man, wie seine Augen sich in unaufhörlicher Bewegung befinden und wie sein ruhiger, aber wachsender Blick unablässig auf allen Theilen der Wiese, wo seine Pferde weiden, sich ergeht. Möglich faltet sich seine Stirn, ziehen sich seine Gesichtsmuskeln heftig zusammen. Seine Herde ist unvermuthet in Unordnung gerathen, die Pferde rennen fliehend durch die Ebene und lassen jenes dumpfe Schreien hören, das bei ihnen ein Zeichen der Unruhe ist; zu gleicher Zeit stößt eins von ihnen einen Todessehrei aus. Der Csikós springt auf das erste beste Pferd, das er in der Nähe erwischt und ohne Sattel, ohne Zaum, — das ist für ihn alles unnütz, — sprengt er in vollem Galopp davon. Während dieses wüthenden Rittes fliegt sein Mantel, vom Winde aufgebauscht, flattern seine langen Haare wild um die Schultern. Vermittelt seines Csakany stachelt er sein Pferd und treibt es, trotz seines instinctgemäßen Widerstandes, nach der Gegend hin, wo sein geübtes Auge einen Wolf erkannt hat: zwei oder drei weißhaarige Hunde, die vedettenartig auf verschiedenen Punkten des Weideplatzes ausgestellt waren, eilen ihm nach. Der Wolf sucht zu entweichen; aber die Hunde bedrängen ihn von der einen Seite, während ihn der Csikós von der andern Seite angreift. Das Pferd, durch die Nähe und den Geruch des ihm verhassten Wolfes erschreckt, will nicht vorwärts, bäumt sich zurück, aber ein Schlag

mit dem Schaft des Csakany treibt es vorwärts. Einen Augenblick darauf fliegt die mit sicherer Hand geschleuderte Waffe tobbringend auf das Haupt des Wolfes. Der Csikós, den der Ungeflüm seines Pferdes fortreißt, hält sich an der Mähne fest mit der einen Hand, während er sich mit der andern zur Erde beugt, um seinen Csakany aufzuraffen, worauf er dann seinen Ritt fortsetzt. Denn der schwerste Theil seiner Arbeit steht ihm noch bevor, nämlich die Wiedervereinigung seiner Pferde, die sich erschreckt nach allen Richtungen hin zerstreut haben. Doch er kömmt bald damit zu Stande und in kurzer Zeit ist die Ordnung wieder hergestellt: nur trägt eines der Pferde von den Klauen und den Zähnen des Wolfes tiefe Wundmale.

Aus diesen ungarischen Bauern nun werden die meisten Husaren-Regimenter recrutirt. Abgehärtet gegen Strapazen, gegen Hunger, gegen Nachtwachen, von Jugend auf der Elemente rauhem Wechsel ausgesetzt, geben sie natürlich ganz treffliche Soldaten ab; jedoch sind sie aus eben so leicht begreiflichen Gründen etwas schwer an Subordination und Disciplin zu gewöhnen und im Anfange ihrer Dienstzeit verursachen sie häufig unangenehme Vorfälle und lassen sich leicht grobe Vergehen zu Schulden kommen. Zugleich aber wird man nun einsehen, wie andere Nationen, bei denen die vorbereitenden Zustände fehlen, wodurch der Ungar zum Husaren herangebildet ist, noch ehe er unter die Uniform kömmt, unmöglich eine mit dieser wetteifernde, leichte Cavalerie haben können.

Eine andre falsche Ansicht von der ungarischen Reiterei, die man im Auslande sehr häufig und weitverbreitet findet, ist die, daß sie nur mit ungarischen Pferden beritten sei. Dem war wohl früher so; für den Husaren unserer Tage aber ist das heutige ungarische Pferd zu klein. Ueberdem haben die Stutereibesitzer, welche früher die Lieferung für die Regimenter hatten, sich jetzt in Wien einen vortheilhafteren Markt für ihre Erzeugnisse eröffnet. Durch diesen Umstand, so wie durch die Einführung der englischen Pferderace ist die Waare dermaßen im Preise gestiegen, daß die Regierung sich genöthigt fand, sich anderswoher zu versehen. Es giebt jedoch ein Regiment, das gänzlich mit ungarischen Pferden beritten gemacht ist; es ist dieß das dritte Husaren-Regiment, das in Pesth und der Umgegend sein Standlager hat. Das zweite Husaren- und das vierte leichte Dragoner-Regiment machen sich aus Siebenbürgen

beritten, einer Provinz, wo die Pferdezuucht besonders stark betrieben wird.

Paget in seinem sonst so trefflichen Werk über Siebenbürgen und Ungarn macht über diesen Punkt der österreichischen Regierung einen ungerechten Vorwurf, wenn er sie anklagt, diese beiden Provinzen ihrer Pferdezuucht beraubt zu haben. Die einfache Darlegung der hierauf Bezug habenden Thatsachen macht dies deutlich. Einer der früheren österreichischen Kaiser ließ eine gewisse Anzahl Beschäler aus Andalusien kommen, um eine Mischung der beiden Racen zu bewerkstelligen. In der That findet man auch die vorzüglichsten Eigenschaften, wodurch das spanische Pferd sich auszeichnet, maiesätische Haltung und eine fast verständig zu nennende Gelehrsamkeit, in hohem Grade beim ungarischen und siebenbürgischen Pferdeschlag vor. Es sind die schönsten und gesuchtesten Thiere des Kaiserreichs, mit Ausnahme freilich der polnischen Pferde, und die drei Regimenter, die sich aus diesen beiden Provinzen beritten machen, gelten mit Recht für die am Besten berittenen der Armee.

Eine andere Thatsache aber, die auch durchaus keinem Zweifel unterliegt, ist die in Folge der Mischung mit englischem Blute eingetretene Verschlechterung der siebenbürgischen Race seit einigen Jahren. Diese nicht allzuvernünftige Mischung hat in diesem Lande, wie in Irland, ein Bastardgeschlecht hervorgebracht, das, beiden Racen angehörend, doch weder die eine, noch die andre ist. Diese Erscheinung hat übrigens noch eine zweite Ursache. Da nämlich die Schafwolle bedeutend im Preise gestiegen ist, so haben die großen Eigenthümer, welche natürlich stets die schönsten Producte erzielen können, sich der Schafzuucht eifrig ergeben, so daß die ungeheuren Flächen, auf denen vor wenigen Jahren noch zahllose Pferde weideten, meist in Pächtereien verwandelt worden sind. Die Regierung thut für Ermunterung der Pferdezuucht in Siebenbürgen möglichst viel: so kauft sie z. B. die Erzeugnisse dieser Zuucht bedeutend theurer, als die anderer Länder. Sie nimmt dieselben ein Jahr, ehe sie das reglement-mäßige Alter erreicht haben, d. h. zu drei Jahren anstatt zu vieren und bezahlt ein Dragonerpferd in Siebenbürgen mit 150 Gulden, ein Husaren- und Chevaulegers-Pferd mit 120 Gulden, während sie anderswo derartige Pferde mit 120 und 112 Gulden haben kann.

Das zehnte Husaren-Regiment, dessen Standquartiere in Polen sind, macht sich mit polnischen Pferden beritten. Die Quartiere des elften Husaren-Regiments sind an der siebenbürgischen Grenze und die Leute in diesem Regimente reiten fast alle ihre eigenen Pferde. Die übrigen neunzehn Regimenter leichter Cavalerie werden fast gänzlich mit wilden Pferden beritten gemacht, die aus der Moldau, aus Bessarabien, aus Noth-Rußland und aus der Ukraine kommen.

Der Handel überhaupt ist in diesen verschiedenen Ländern bekanntlich in den Händen der Griechen, Armenter und Juden: dem Pferdehandel haben sich speciell vorzüglich diese letzteren ergeben. Unglaublich fast ist die Ausdehnung, die sie diesem Geschäftszweige verschafft haben: sie allein übernehmen gewöhnlich sämmtliche Pferde, welche die österreichische Regierung für ihre Armee bedarf. Sie reisen, um ihre Einkäufe zu machen, bis in's Innere von Rußland, ja, bis mitten in die Steppen, welche in der Nähe des schwarzen Meeres liegen. Ein wildes Pferd geht so oft durch die Hände von zehn Kaufleuten, welche ihm einer nach dem andern Muskeln und Rippen betasten, sein Alter untersuchen, ja ihm zuweilen sogar ihr Wahrzeichen eindrücken. In Folge dessen ist, wenn das Pferd nach Kadauz in der Bukowina kommt, wo sich das Hauptdepôt für Reparaturen befindet, seine natürliche Wildheit durch die schlechte Behandlung, die es erlitten, oft dermaßen gewachsen, daß es eine gefährliche Sache wird, dasselbe zu berühren oder sich ihm auch nur zu nahen.

Diese jüdischen Roßtäuscher sind wegen ihrer Listen und betrügerischen Streiche allgemein berüchtigt: ein scherzhafte Beispiel unter tausenden möge unseren Lesern genügen; zuvor wollen wir jedoch noch bemerken, daß ohne großen Unterschied der Religion auch christliche, besonders griechische Roßtäuscher ein sehr elastisches Gewissen besitzen. Ein Offizier besaß zwei sehr junge Wagenpferde; sein Kutscher, der oft betrunken war, schlug sie zu stark, so daß sie ganz widerspenstig und unlenkbar wurden. Trotz dem wollte der Offizier mit denselben bis in ein ziemlich weit entferntes Städtchen gefahren sein. Der Weg war schwierig; die Pferde drohten jeden Augenblick umzuwerfen oder durchzugehen. Ermüdet von diesem Kampfe war der Offizier kaum am Ziele seiner Reise angelangt, als er auch sein unlenkbares Gespann um einen Spottpreis an einen jüdischen Pferdehändler verkaufte, zugleich aber bat er den Käufer, ihm

für den andern Morgen, wo er seine Rückreise antreten wollte, ein Paar Pferde zu verschaffen, deren Werth und Preis man vorher festsetzte. Anderen Tages zur festgesetzten Stunde brachte ein kleiner jüdischer Stallknecht dem Offizier dieselben Pferde wieder, die er dem Juden gestern verkauft hatte. Natürlich war dieser eben so erstaunt, als erzürnt über eine solche Unverschämtheit. Es entspann sich ein heftiger Streit: aber, was war zu thun? Man hatte von dem Juden schöne und junge Pferde verlangt, sie waren beides; der festgesetzte Preis, sie waren ihn werth; gelehrt und gut abgerichtet, das waren sie auch. Der Offizier mußte sich also darein ergeben; man spannte die Pferde an den Wagen und unter Leitung des kleinen jüdischen Stallknechts kehrte der Offizier nach seinem Aufenthaltsorte zurück, ohne daß die Pferde während der Reise auch nur den geringsten Versuch zur Widerspenstigkeit gemacht hätten. Nun erstaunte der Offizier noch mehr; denn diese eben so durchgreifende als schnell bewirkte Veränderung in der Willensstimmung seiner Pferde war ihm unerklärlich. Erst nach einer sorgfältigen, kleinen, genauen Untersuchung entdeckte er, daß man den Thieren die Haut an beiden Enden des Gebisses leicht aufgeritzt hatte, so daß sie bei dem mindesten Druck der Zügel einen lebhaften Schmerz empfanden.

Wir haben oben schon gesagt, daß das Hauptdepôt für die Remontepferde zu Rabauz in der Bukowina sich befindet. An diesem Etablissement sind ein höherer Offizier, ein Generalcommissair, Thierärzte, Beamten der Remonteverwaltung, Csikós u. s. w. angestellt. Wir wollen unsern Lesern die Ankunft eines Zuges wilder Pferde, als den interessantesten Moment in diesem Depôt, einigermaßen zu schildern versuchen. Ehe sie ankommen, hat man geräumige Gehege errichtet, die mit hohen Gattern umgeben und noch durch ein zweites Geländer eingeschlossen sind, so daß die Gefangenen, zu deren zeitweiligem Aufenthalt man sie bestimmt, trotz aller Bemühungen unmöglich daraus entkommen können. Diese Gehege nennt man Okols. Im Mittelpunkte befindet sich ein starker Pfahl von etwa sieben Fuß Höhe, an dessen Spitze ein beweglicher Ring angeschmiedet ist, der sich um einen Zapfen dreht. Diese Okols (denn es giebt ihrer mehrere) stehen durch Ausgänge, die man nach Belieben schließen und öffnen kann, mit einander in Verbindung. Hier hinein nun führt man den Zug Pferde zunächst nach seiner Ankunft.

Die erste Operation, die man mit ihnen vornimmt, besteht darin, daß man diejenigen Pferde zu erkennen und auszuscheiden sucht, die man als tauglich für den Dienst erkennt und welche die Regierung an sich kaufen will. Zu diesem Zwecke muß man jedes Thier einzeln vornehmen und besonders untersuchen. Hierbei verfährt man nun folgendermaßen: Ein langes Seil, das man Arkan nennt, wird durch den obenerwähnten Ring am Pfahle durchgezogen. Drei oder vier Männer halten das eine Ende; aus dem andern wird eine Schlinge gemacht und ein Stück Holz daran befestigt, durch welches erzielt wird, daß die Schlinge sich nicht über ein gewisses Maß hinaus zuziehe. Einer der *Esikós* nun ergreift sie und tritt in die Nähe der Pferde, welche, nachdem sie das Gehege in wilder Unordnung durchrannt haben, sich gewöhnlich zuletzt in einer Ecke zusammenstellen. Dem Pferde nun, das man prüfen will, wirft der *Esikós* die Schlinge über den Kopf; in demselben Augenblicke ziehen die Männer, welche das andere Ende des Seiles halten, es mit allen Kräften nach sich zu, so daß die Schlinge um den Hals des Thieres sich verengt, ohne ihm jedoch den Athem zu versetzen. In diesem Augenblicke muß man es sehen, wie es sich bäumt, nach allen Seiten hin ausschlägt, Kopf und Schweif zwischen die Beine nimmt und wüthend rennt, um der Umschlingung, die sich seiner bemächtigt, zu entgehen; aber alle seine Bemühungen sind vergebens. Die *Esikós* verdoppeln ihre Anstrengungen und ziehen es nach und nach an den Pfahl, an dem sie es dann mit Kopf und Brust anbinden. Wenn man sich nun so eines Pferdes bemeistert hat, wird es, so weit seine lange Mähne und sein borstig emporragendes Haar dies möglich machen, gemessen und besichtigt. Findet man es tauglich für den Militairdienst, so brennt man ihm das kaiserliche Zeichen ein und fängt dieselbe Operation von Neuem mit einem andern Thiere an.

Man begreift leicht, daß es zu dieser Untersuchung viel praktischer Urtheilsfähigkeit bedarf; die hiermit beauftragten Offiziere besitzen aber so viel Erfahrung in diesem Fache, daß ein einfacher Blick für sie hinreicht, um die oft von den Verkäufern sorgfältig versteckten Fehler der Thiere zu entdecken, die man ihnen vorführt. Und dabei sind die Thiere in einem Zustande, der die Schwierigkeit der Beurtheilung verdoppelt: denn sie zittern vor Wuth und Schrecken und

stellen sich auf die Hinterfüße, ihr Haar steht borstig empor, ihre Mähne ist in Unordnung und sie selbst mit Staub und Schweiß bedeckt. Wenn diese Befichtigung nun vorüber ist, führt man in den Kol ein gut abgerichtetes Pferd ein, das mit einer starken Halfter versehen ist und von einem guten Reiter geritten wird. Dieser nähert sich dem Pfahle so weit als möglich und schlingt vorsichtig das äußerste Ende des Seiles um den Hals des Gefangenen. Darauf wird dann die Schlinge gelöst und das wilde Thier läßt sich mit mehr oder minder Widerstand bis in ein anderes Gehege fortziehen, wo es von seinen Gefährten getrennt wird.

Es ereignet sich zuweilen, daß man diese Remontepferde sofort nach ihrer Ankunft einem Offizier übergiebt, der beauftragt ist, sie von Radaus zu seinem Regimente zu bringen, dessen Standquartiere sich in Mailand oder in Prag oder in Brünn, kurz auf irgend einem entfernten militairischen Punkte des ausgedehnten österreichischen Kaiserreichs befinden. In diesem Falle wählen die Csikos des jüdischen Kostäufschers zwei oder drei der stärksten Pferde unter der Truppe aus: diesen binden sie eine Glocke an den Hals und die andern folgen ihnen dann gelehrig. Oft auch schließt man in diesem Falle mit den Csikos der Juden den Handel dahin ab, daß sie den Convoi einige Tage lang begleiten, um bei Bezähmung des ersten Widerstandes behilflich zu sein. Denn es ist in der That durchaus nicht selten, daß die Pferde ihre Bande zerreißen und zu den Weideplätzen zurückkehren, denen man sie entrisen hatte.

Der Offizier, dem die Sorgfalt für einen solchen Zug Remontepferde zu Theil geworden, hat oft eine Aufgabe voll Schwierigkeiten und Kümernisse zu lösen. Seine Verantwortlichkeit ist sehr groß; denn er ist dem Staate für jedes Pferd, das er unterwegs verliert, Rechenschaft schuldig und der Preis wird ihm an seiner Löhnung abgezogen.

Man giebt dem Offizier für einen Zug von achtzig bis hundert und zwanzig Pferden gewöhnlich einen Kurtschmied, einen Unteroffizier und höchstens acht bis neun Soldaten bei. Der Marsch, der von dem Remontedepôt bis zur Kaserne zu machen ist, dauert oft zwei, drei, sogar vier Monate.

Um die Schwierigkeiten dieses Marsches zu begreifen, muß man sich eine Idee von den Ländern machen, durch welche der Weg führt.

Im Norden Ungarns und namentlich an der polnischen Grenze ist die Gegend außerordentlich gebirgig, da diese ganze Linie von den Karpathen begrenzt wird. Erst seit einigen Jahren hat man angefangen, einige ziemlich gute Straßen in diesem Landstriche anzulegen; unglücklicherweise aber führen sie nicht weit. Im Allgemeinen ist dasjenige, was man dort Landstraße nennt, nur eine Art Fußsteig, der die Felder durchschneidet und der durchaus von keiner Seite irgendwie durch Graben oder sonst wie immer, abgeschlossen ist. Um nun auf diesem von allen Seiten offenen Wege Pferde zu lenken und zusammenzuhalten, müssen die Führer derselben mit langen Peitschen bewaffnet sein. Einer von ihnen stellt sich an die Spitze des Zuges, andere sind auf den Seiten von Entfernung zu Entfernung postirt und die übrigen marschiren hinterdrein, um die Nachzügler vorwärts zu treiben.

Die Städte und Dörfer liegen in diesen Provinzen bedeutende Strecken auseinander. Es ist daher äußerst selten, daß man jede Nacht an den Haltpunkten ein Obdach für die Pferde findet. Man schließt sie meist in den Hof irgend einer Herberge ein: ehe man sie aber zum Eintritt in diesen Hof bewegt, sind, besonders wenn die Herberge im Innern des Dorfes liegt, nicht unbedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Man kommt damit oft nicht zu Stande und ist genöthigt, außerhalb des Dorfes irgend ein Gehege zu suchen oder zu einem andern Hilfsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Da man fast überall eine große Anzahl Karren und vierrädrige Wagen besitzt, so bildet man daraus ein Viereck, dessen eine Seite man offen läßt, bis die Pferde hineingegangen sind, worauf man es dann von außen abschließt. Innerhalb bilden dann andere Karren Abtheilungen, Trennungsmauern; man wirft ihnen darauf Stroh oder Heu hinein und die Wagenleitern dienen ihnen anstatt der Rausen. Kann man sich nicht Wagen genug verschaffen, so muß man Mauerleitern und Stangen anwenden, um die Lücken in den von den Karren gebildeten Linien auszufüllen. Zwei oder drei Soldaten, die nur einen Marschtag voraus sind, haben das Amt, für diese Vorbereitungen des jedesmaligen Nachtlagers zu sorgen, damit die Pferde bei der Ankunft sofort ihren Stall oder deren Stellvertreter vorfinden. In der ersten Zeit, so lange diese Thiere nicht gezähmt sind, weigern

sie sich gewöhnlich Hafer zu essen, man giebt alsdann einem jeden anderthalb Nationen Hen.

Sehr ernsthafte Schwierigkeiten bereitet der Uebergang über Ströme. In jenen fernen Gegenden, wo die Civilisation noch in den Kinderjahren ist, findet man nur sehr wenig Brücken. Wo man Fahren besitzt, würden diese freilich ein sehr gutes Mittel abgeben, über das Wasser zu setzen. Die Thiere sind aber zu wild, um sich einschiffen zu lassen. Sie müssen also schwimmend hinüberkommen und zu diesem Zwecke verfährt man folgendermaßen. Ein Soldat macht den Anfang damit, daß er mittelst einer Fährre eins von den Thieren, welches die Glocke trägt, auf das andere Ufer übersetzt. Man zwingt sodann die übrigen Pferde, in's Wasser hineinzugehen und wenn sie erst einmal darin sind, so folgen sie dem Leitross schwimmend, indem ihr Instinkt sie treibt, eine Art ungleichseitigen Dreiecks zu bilden, dessen spitzester Winkel gegen den Strom gerichtet ist. Bekanntlich setzen die Pferde im Zustande völliger Wildheit stets schwimmend über Ströme, wie dies ja eins der malerischsten Schaupiele ist, das jene wüstenartigen Prairien und Savannen Nordamerikas darbieten.

Außer diesen unvermeidlichen Hindernissen giebt es noch eine Menge von Zufällen, auf die man gefaßt sein muß. Unter diesen ist der häufig eintretende Fall eines Sturmwetters in Begleitung von Donner und Blitz der vor allen am meisten zu fürchtende. Denn selbst wenn die Pferde im vollkommenen Naturzustande leben, so wie umgekehrt auch, wenn sie Hausthiere geworden sind, verursacht ihnen das Geräusch des Donners einen außerordentlichen Schrecken, da bei diesen Thieren der Sinn des Gehörs überaus empfindlich ist.

Man stelle sich den Convoi vor, wie er am Ende eines Tages voll Strapazen Halt macht und sich anschickt, die Nacht mitten in irgend einer unbewohnten Ebene zuzubringen; man hat die gehörigen Anstalten getroffen, daß die Pferde nicht entfliehen können; der Offizier und seine Leute beschäftigen sich rund um das Bivouac herum mit Reinigung ihrer Kleider, Zubereitung des Nachtmahls u. s. w. Plötzlich breiten sich große Wolken wie ein dichter Trauerschleier über die Himmelsdecke hin. Das Tageslicht erblaßt, die atmosphärische Luft wird drückender und schwerer, und die ganze Natur scheint wie unter der Last eines feierlichen Erwartens darniederzuliegen. Bald

hallt das dumpfe Grollen eines noch fernen Donners in den tiefen Wäldern wieder, von denen der Gesichtskreis der Lagernden rings umgeben ist. Die Soldaten, welche die Begleitung des Zuges bilden, springen bei diesem Zeichen auf, um ihre Reitpferde zu satteln und zu zäumen; sie laden auf alle Fälle ihre Pistolen und befestigen das Gehege noch mehr, in welchem die Pferde des Convot eingeschlossen sind. Diese letztern haben schon aufgehört, sich mit ihrem Futter zu beschäftigen. Mit unruhig forschendem Auge sehen sie nach allen Punkten des Horizonts herum, als wollten sie sich Gewißheit darüber verschaffen, von welcher Seite die Gefahr kommen müsse; sie strecken die Hälse, sie schütteln ihre Köpfe; ein geheimer innerer Schrecken hat sich ihrer bemächtigt. Indes kommen die Wolkenmassen immer näher, werden immer dichter und lassen am Ende kaum noch einzelne Strahlen des Tageslichts durchschimmern. Das elektrische Fluidum entladet sich, der Blitz zischt und des Donners Krachen erschüttert das Himmelsgewölbe. Mitten unter diesem Tumult der entfesselten Elemente nun rennen die wilden Pferde im Galopp im Gehege umher; jener neue Blitz, der die Wolken durchfurcht, jeder neue Donnerschlag, der erschallt, treibt sie von Neuem von ihrer Stelle und eins dicht an's andere gedrängt, laufen sie fortwährend im Umkreis ihres verschlossenen Geheges herum, indem sie den schwächsten, am leichtesten zu durchbrechenden oder zu überspringenden Punkt desselben suchen. Endlich haben sie einen solchen gefunden; dann stürzen sie sich in dicht gedrängter Masse wie zum Angriffe auf diesen einen Punkt hin und mit unwiderstehlicher Kraft zerbrechen und zertrümmern sie den Zaun, der sie einschließt, und rennen in die Ebene. Beim düsterröthen Schein der Blitze sieht man sie nach allen Richtungen hin ihre Flucht einschlagen und gleich nebelhaften Schatten eilen sie an den Menschen vorbei.

Nun kommt für den Offizier die unendlich schwierige, dornenvolle Aufgabe, diese zerstreute Truppe wieder zu sammeln. Wie soll er bei der geringen Anzahl Leute, die ihm zu Gebote stehen, damit zu Stande kommen? Hier muß er alle seine Geschicklichkeit anwenden. Wenn nun die Pferde sich in zwei Gruppen zertheilt haben, so richtet er seine Anstrengungen zunächst dahin, sie durch Geschrei und durch wiederholte Schüsse zu erschrecken und zu einer einzigen Truppe zu vereinigen. Fahren sie in ihrer Flucht fort, so folgt er

ihnen mit seinen Leuten und sucht mehr ihren Lauf zu lenken, als ihn anzuhalten, bis sie, wenn das Unwetter endlich aufgehört hat, erschöpft und ermüdet sich wieder ruhig in's Gehege zurückführen lassen.

Jedoch gelingt dieses Mittel nicht immer. Zuweilen zerstreut sich das Convoi nach allen Ecken und Enden des Horizonts hin und es ist eine Sache der Unmöglichkeit, sie wieder zusammenzubringen. Es bleibt dann nichts weiter übrig, als das Land zu durchstreifen, um sie aufzufinden und den benachbarten Civil- und Militairbehörden die genaue Beschreibung der einzelnen Pferde zu senden, damit durch den Beistand derselben es den Bauern unmöglich gemacht werde, sich des kaiserlichen Eigenthums zu bemächtigen. Dem Verfasser dieses Artikels ist während seiner Dienstzeit ein seltsamer Fall zugestoßen, den wegen seiner komischen Seite er seinen Lesern nicht vorenthalten will. Er hatte ein ziemlich beträchtliches Convoi von Pferden zu begleiten und begegnete auf der Landstraße einer Heerde fetter Schweine. Ein junger Dachshund, der einem Soldaten des Zuges angehörte, lief bellend diesen Thieren nach. Diese wurden dadurch wüthend gemacht, wandten sich gegen den Hund um und verfolgten ihn bis mitten in den Zug, wo er einen Zufluchtsort gesucht. Dadurch geriethen nun die Pferde in Unordnung, und es entstand eine Scene der seltsamsten Verwirrung. Die beiden Heerden waren plötzlich unter einander gemischt; ein halb Duzend Pferde galoppirte mitten durch die Säue hindurch und trat diese mit Füßen. Die Hirten schossen mit ihren Carabinern, die Husaren mit ihren Pistolen. Das Schreien und Fluchen der Menschen, das Knattern des Kleingewehrfeuers, das Grrunzen der Schweine, das Wiehern der Pferde — dies Alles zusammen bildete einen Lärm, von dem man sich kaum einen Begriff machen kann.

Bei Pferden der Art, von denen hier die Rede ist, braucht man den Huf und die anderen Körpertheile, welche von den Strapagen des Marsches etwa Schaden leiden könnten, keiner übersorgfältigen und kleinlichen Untersuchung zu unterwerfen. Jedoch sind sie eben so sehr als zahme Pferde der Gefahr des Lahmwerdens ausgesetzt. Außerdem sind sie, was bei jungen Pferden ganz natürlich ist, sehr häufig von Drüsenkrankheiten heimgesucht. In diesem

Falle muß man sorgfältig prüfen, ob die Materie, die aus ihren Nasenlöchern herausfließt, von Drüsen oder sonst einer andern ansteckenden Krankheit herrührt; denn die Thiere leiden oft schon, wenn man sie kauft, inwendig an diesen Gebrechen, die äußerlich durchaus nicht hervortreten, daher auch von Niemandem bemerkt werden können, die aber, wenn sie sich dann erklären, darum sehr gefährlich sind, weil sie sich leicht den sämtlichen Pferden des Zuges mittheilen, ja sogar zuweilen über die Landstrecken, durch die das Convoi seinen Weg nimmt, ihre gefährliche Ansteckung verbreiten.

Ein trauriges Beispiel dieser Art von Thatsachen hat sich erst vor wenigen Jahren ereignet. Der Offizier, der mit der Leitung des Convois beauftragt gewesen, erschöpfte sich aus Verzweiflung, um den schweren Folgen, die seine Nachlässigkeit ihm zuziehen konnte, zu entgehen; ich habe Nachlässigkeit gesagt, und dies ist das rechte Wort. Denn es ist leicht, die Pferde während der Reise zu überwachen, sie einzeln zu prüfen, ihre Bewegungen, ihren Gang zu beobachten, zu sehen, ob sie lahm gehen, ob sie traurig scheinen, ob sie nicht fressen wollen, kurz die verschiedenen Symptome des Uebels zu constatiren. Die Gegenwart eines Kur- und Hufschmiedes, der sich unter den Mitgliedern der Begleitung befindet, ist für solche Fälle eine sehr schätzenswerthe Hülfe. Jedes Pferd, das zu leiden scheint, muß angebunden werden; wenn es lahm geht, weil sein Huf zu Schaden gekommen ist während des Marsches, so muß man es beschlagen. Fließt ihm irgend eine verdächtige Materie aus den Nasenlöchern, so verordnet die Klugheit, es sofort von den übrigen Pferden zu trennen und es in Quarantaine zu halten.

Man hält es nicht immer für nothwendig, sich eines Arkan (Seil mit einer Schlinge) zu bedienen, wenn man Pferde, denen man nicht traut, ergreifen und anbinden will, sondern die Husaren und selbst die Offiziere der Bedeckung ergreifen sie zuweilen mit den Händen. Diesen Gebrauch muß man aber durchaus fernhalten; denn einerseits setzt man dabei unnützerweise ein Menschenleben auf's Spiel und andererseits werden die Pferde obendrein dadurch noch wilder und misstrauischer.

Folgende Vorsichtsmaßregeln, vorzüglich für den Offizier, welcher die Leitung eines Convois bekommen hat, sind nicht genug zu em-

pflegen. Er muß häufig Halt machen und muß den Pferden während des Marsches erlauben, das Gras, das an den Seiten der Landstraße wächst, abzuweiden; nie darf er sie dagegen abmähen und muß sie stets sanft behandeln, damit sie nach und nach die Schläge vergessen, die sie von ihren ersten Herrn, den Pferdehändlern, erhalten haben. Wenn die Reise nur einigermaßen lange dauert, so werden dadurch mehrere anfangen, sich an den Anblick des Menschen zu gewöhnen, der ihrer wartet, und ihn als einen Freund und Wohlthäter zu betrachten. Einige werden es sogar geduldig ertragen, wenn man ihnen eine Halfter auflegte. Diejenigen, die krank gewesen sind und eine sorgfältige Pflege und gute Behandlung gefunden haben, werden die gelehrigsten und zeigen die meiste Zuneigung, gleichsam, als wollten sie ihre Erkenntlichkeit für die Sorgfalt an den Tag legen, die man ihnen hat zu Theil werden lassen. Denn in der That ist das Ross ein edles, hochsinniges Thier und die Fehler, die es annimmt, sind in den meisten Fällen der Erfolg einer schlechten Erziehung.

Der Offizier, dem der Auftrag zu Theil geworden, ein Convoi wilder Pferde herbeizuholen und der das Glück hat, sie in gutem Zustande seinem Regimente zuzuführen, kann darauf, als auf einen Erfolg, stolz sein. Bei seiner Ankunft wird ein Tagesbefehl bekannt gemacht und die lobenswerthe Art darin erwähnt, auf die er seiner Sendung sich entledigt hat. Dieß ist zwar die einzige Belohnung unzähliger Mühen; für einen Mann von Ehrgefühl aber ist sie eben so schmeichelhaft, als ehrenvoll.

Wir wollen nun zum Schlusse noch einen kurzen Ueberblick und eine relative Schätzung der verschiedenen Pferderacen geben, von denen bisher in diesem Artikel die Rede gewesen.

Die schönsten Thiere kommen unstreitig aus den kaiserlichen Stutereien; sie sind alle mehr oder minder von arabischer Abstammung und voll Feuer. Da sie aber oft von Beschälern erzeugt werden, die schon sehr alt sind, so sind mehrere unter ihnen leicht dem Unglück ausgesetzt, auf einem oder gar auf beiden Augen blind zu werden. Die übrigen sind im Allgemeinen prächtvolle Thiere und von einer außerordentlichen Stärke: man hat deren gesehen, die zwanzig Jahre lang den Strapazen des Dienstes widerstanden

haben. Jedoch liefern im Ganzen genommen die kaiserlichen Stute-  
reien eine zu geringe Anzahl Pferde.

Das siebenbürgische Pferd gehört, wie wir schon oben erwähnt haben, spanischem Ursprunge an. Es hat vortreffliche Beine und Füße, aber seine Fesseln sind um ein Unbedeutendes zu lang. Schultern und Hals sind von anmuthiger Form; im Schritte gleicht seine Schnauze der eines Widders; den Kopf hat es gut gestellt und überdem läßt es sich sehr leicht das Gebiß anlegen. Die Vereinigung aller dieser Eigenschaften macht, daß diese Gattung Pferde sehr gesucht wird; denn die Art, wie sie den Kopf tragen, ist gerade diejenige, welche in einer Schlachtreihe die schönste Wirkung hervorbringt und wodurch ein Geschwader Reiterei das kriegs-  
rischste Aussehen erhält. Die Fehler des siebenbürgischen Pferdes bestehen darin, daß es ein wenig gestutzt ist, seine Gelenke sind oft etwas schlaff und der Hintertheil seines Körpers nicht stark genug im Vergleich mit seinem Vordertheil. Daher ist es auch sehr häufig, daß es im Laufe der Zeit lendenlahm wird. Jedoch ist sein Kreuz sehr schön geformt und sein Schwanz vollkommen ebenmäßig am Körper befindlich, wodurch es dann von hinten ein eben so prach-  
volles, stattliches Ansehen bietet, als von vorn. Durch diesen Gang treten seine Vortheile und seine schöne äußere Erscheinung noch mehr hervor: jedoch stampft es zu viel mit den Füßen und gewinnt nicht so viel Terrain, als andre Pferde. Im Ganzen genommen aber ist es ein sehr geschätztes Pferd und, wenn es nur die gehörige Pflege erhält, so conservirt es sich auch zu vollkommener Zufrieden-  
heit. Sein Wachsthum geht nur langsam vor sich; es erreicht seine vollständige Körperentwicklung erst mit seinem siebenten Jahre, und bis dahin muß es sehr schonend und rücksichtsvoll behandelt werden. Verfasser dieses hat noch anfangs vorigen Jahres sieben-  
bürgische Pferde, welche den letzten französischen Feldzug im Jahre 1815 mitgemacht hatten, gesehen; eines davon war noch jetzt das ge-  
wandteste in der ganzen Schwadron und hatte den sichersten Tritt.

Ein noch besserer Beweis für die Tüchtigkeit und Ausdauer der siebenbürgischen Race ist folgende officielle Thatsache. Im ver-  
storbenen Jahre wurde in einem einzigen siebenbürgischen Regiment an Soldaten, welche ihr Pferd zehn Jahre lang behalten teten,

die Summe von 45 Ducaten ausgetheilt, also an 15 Mann, da jeder, wie oben erzählt worden, drei Ducaten erhält. Von Offizieren, welche durch achtjährigen anhaltenden Gebrauch desselben Pferdes Eigenthümer desselben werden, gab es jährlich wenigstens zwei. Es sind dieß, nach amtlichen, statistischen Angaben, die höchsten Zahlen, die bisher in irgend einem Regimente erhalten worden sind. Einige von diesen Offizierpferden werden übrigens zu weit höheren Preisen verkauft, als sie die Regierung eingekauft hatte; die Offiziere erhalten 5—600 Gulden dafür.

Das polnische Pferd trägt über alle andern die Siegestrone davon. Es ist das wahre Ideal des Schönen in der Gattung. Seine Form ist die des englischen Pferdes, aber sein Hintergestell steht in besserem Verhältniß zu seinem Vordergestell. Auch kann man es leicht nach allen Seiten hin wenden, eine Eigenschaft, die den englischen Pferden gänzlich abgeht, da diese in Folge des standfesten, etwas plumpen Baues ihres Hintergestelles besser zum Laufe in gerader Richtung geeignet sind.

Eine Eigenheit in der Form des polnischen Pferdes ist, daß es platte Rippen hat. Man kann es früher zur Arbeit benutzen, als das siebenbürgische; aber es dauert nicht so lange Zeit aus und es ist verschiedenen Krankheiten unterworfen, welche Knochen und Muskeln am untern Theile des Beines angreifen.

Wir kommen nun dazu, von den russischen, bessarabischen, moldauischen, überhaupt von denjenigen Pferden zu sprechen, die wir bisher die wilden genannt haben, oder von den Moldaner-Pferden, die allgemeine Benennung, unter welcher die Husaren all diese Pferde ohne Unterschied ihrer Herkunft zusammenfassen.

Die Pferde dieser Gattung haben ein gutes Aussehen. Ihr unterscheidendstes Merkmal ist ein bedeutender Fond von Stärke und Kraft. Ihre in's Auge springendsten Fehler dagegen sind: die geschmacklose Gestalt ihres Kopfes, die ungeschlachte Breite ihrer Kinnlade und die übermäßige Länge des ganzen Knochengerüsts ihres Leibes. Von ihrem fünften Jahre an bekommen sie ein fast gänzlich verändertes Aussehen und zwei Jahre reichen für sie hin, um diese Umwandlung ganz durchzumachen. Ihr Körper wird

schwächer, die Hüften treten höher hervor, der Hals wird gedehnter und schmaler. Er gleicht alsdann dem Halse des Hirsches, während der Kopf die Form eines Schweinskopfes angenommen hat. So sind diese Pferde tüchtig zum Dienste, ohne freilich gerade schön zu sein, und wenn sie in gerader Reihe neben einer Schaar polnischer oder siebenbürgischer Pferde stehen, so bieten sie freilich, besonders in Folge eines Umstandes, einen sonderbaren Gegensatz dar. Es ist nämlich in Folge ihrer Kopfgestalt schwer, ihnen Zaum und Zügel gehörig anzupassen; während daher jene stolz ihre Köpfe in die Höhe tragen, senken diese die ihrigen nach dem Boden, wodurch alle Regelmäßigkeit der Linie zerstört wird. Viele unter diesen Pferden übrigens können, weil sie durch die in ihrer Jugend erlittenen Mißhandlungen allzusehr verwildert worden sind, niemals vollständig dressirt werden: auch sind sie sehr dem Nachtheil ausgesetzt, herzschlächting oder blind zu werden, trotz dem die Cavalerie in Oesterreich sehr bedeutende Futterrationen erhält, nämlich etwa zehn Pfund Heu für die Pferde der schweren und acht Pfund für die der leichten Cavalerie-Regimenter und sodann, was jedoch nach dem Alter wechselt, bis zu dreizehn Pfund Hafer.

Aus den bisher auseinandergesetzten Thatsachen erkennt man ziemlich klar, daß au bout du compte die wilden Pferde ziemlich theuer zu stehen kommen. Die österreichische Regierung handelt aber beim Ankauf dieser fremden Pferde nach unsrer Ansicht insofern weise, als sie sich dadurch einerseits einen Markt eröffnet hat, woher sie sich stets, ohne ihre inländischen Quellen zu erschöpfen, die nothwendigen Remontepferde verschaffen kann, falls der Gang der politischen Ereignisse eine Vergrößerung ihrer Cavalerie nothwendig machen sollte. Und da sie andererseits die inländische Pferdezucht durchaus nicht vernachlässigt, so ist sie für alle Eventualitäten gerüstet und hat für keinen Fall von einem fremdländischen Ausfuhrverbote der Pferde zu fürchten, wie es z. B. die politischen Verhältnisse des Jahres 1840 Frankreich so fühlbar gemacht haben.

Im Ganzen genommen besitzen übrigens die wilden Pferde sehr kostbare Eigenschaften, wodurch ihre Fehler reichlich aufgewogen werden. Sie können, mehr als andre, Strapazen, Veränderungen der Luft und Witterung, Hunger und Durst ertragen; sie sind

überdem nicht schwer zu ernähren, da sie alle Arten Viehfutter fressen.

Vor noch wenigen Jahren war fast die ganze deutsche Cavalerie mit solchen Pferden beritten; erst seit einigen Jahren hat die Verbesserung der Pferdezucht, namentlich in Württemberg und Preußen, die Anwendung der einheimischen Race als vortheilhafter erscheinen lassen.

*Abbildung*

*[Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.]*